

Helvetica

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **27 (1925)**

Heft 19-20

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Von den etwa hundertundzwanzig zur Mitarbeit Aufgeforderten wurde jedem ein Raum von vier Seiten zur Verfügung gestellt. Man begegnet guten alten Namen, die über neuern von uns fast vergessen gewesen, und man wundert sich, wie mannigfache Begabung sie doch alle zu verwalten haben: Isolde Kurz, Maria Janitschek, Bruno Wille, Arno Holz, Ricarda Huch, Paul Remer, um einige von ihnen, dann Emanuel von Bodmann, Alfred Mombert, Herbert Eulenberg, Hermann Hesse, Hugo von Hofmannsthal, um die uns doch noch näher Stehenden zu nennen, und den zwischen 1890 und 1900 geborenen, die, unlängst noch « aktuell », heut schon wieder Eingereihte sind: Klabund, Waldemar Bonsels, Ernst Blass, Walter Hasenclever, Theodor Tagger, Johannes Ernst Becher, Kurt Bock, Franz Werfel, Theodor Däubler.

Andern Namen begegnet man zum erstenmal, anderer erinnert man sich plötzlich wieder: Hans Böhm – von dem einmal Gedichte im *Kunstwart* standen; Max Bruns – irgendwo freute man sich über seine Verse; Hans Müller – das Buch *Die lockende Geige* war doch von ihm? Was diese Verfasser uns heute vorlegen, enttäuscht keineswegs. Eine ganze Reihe Namen dürften dem schweizerischen Leser neu und fremd klingen – Grund für ihn, zu prüfen, was in ihrem Zeichen auf den obligaten vier Seiten vereinigt sei. – In kurzen Skizzen am Anfang der Text-Seiten teilen die meisten Autoren wichtige Daten aus ihrem Leben mit; bibliographische Angaben vervollständigen das Mitarbeiter-Verzeichnis.

SIEGFRIED LANG



HELVETICA

Die Feier des hundertsten Geburtstages von Conrad Ferdinand Meyer bescherte uns als reifste Frucht Eduard Korrodís Zürcher Rede¹⁾. Ein Markstein in der Geschichte ihres Gegenstandes wie ihres Verfassers, verdient sie doppelt, hier erwähnt zu werden. Eduard Korrodi ist einer der ersten gewesen, der bemerkte, was uns von C. F. Meyer trennt. Niemand war berufener als er, festzustellen, was uns immer mit ihm verbinden wird. Niemand auch war befähigter als er, uns diese edel beschwingte Apologie zu schenken. Man findet darin ein schwieriges Problem vorbildlich gelöst: beständige Sachlichkeit in einem beständig erhobenen Tone. Nach allen Seiten blickt die Rede scharf und kenntnisreich, und lässt doch nie ihr Zentrum aus dem Sinn. Historische Einsicht und menschliches Wissen verbinden sich in ihr zu einem Kunstwerke. So darf man einen Meister ehren. Eine Stelle, welche alles hier Geäußerte prachtvoll beweist, will ich zu wiederholtem Genusse hieher setzen. Sie steht gegen den Schluss hin und lautet: « Unter denen, die den wuchernden Efeu von seinem Denkstein zurückdrängen, um zu wissen, mit welchem Spruch vor unserer Zeit C. F. Meyer bestehen will, möchte ich einen Dichter mit dem Herzschlag dieser Zeit sehen, einen, der es im Innersten fühlt, wie viel ärmer unser Geistesleben ohne den

¹⁾ *Zürcher Rede auf Conrad Ferdinand Meyer zum 100. Geburtstag* von Eduard Korrodi. Orell Füßli Verlag. Zürich 1925.

schäumenden Kelch der Schönheit wäre, den uns zu reichen die Sendung C.F. Meyers war, wie teuer ihn auch Becher und Wein zu stehen kamen. Der Dichter dieser Zeit wird auf dem toten Stein das einzige stolze Wort lesen, das jedes große und duldsame Herz wagen darf: « Ich lebe – und ihr sollt auch leben! »

Man kann eine große Verpflichtung nicht schöner ausdrücken.

*

Es ist klar, dass wir, geistesgeschichtlich gesprochen, immer nur dann etwas leisteten, wenn wir an den großen Fragen Europas teilnahmen. Aber es ist ebenso klar, dass alles Teilnehmen zuerst eine gewisse eigene Existenz voraussetzt. Nie also kann es sich für uns nur darum handeln, ein Echo zu sein. Es handelt sich für uns darum, zu lernen, uns auf dem europäischen Schachbrett als selbständig ausgebildete Figuren zu bewegen – mit welchem Rang, als Bauer oder König, ist nicht so wichtig. Die bei uns sichtbar auflebenden Lokalstudien geistesgeschichtlichen Gehalts sind schon aus diesem Grunde eine höchst erfreuliche Erscheinung. Auf eine, freilich schon vor einiger Zeit erfolgte, Publikation dieser Richtung mag hier besonders eingegangen werden. Sie stammt von Martin Hürlimann und trägt den Titel *Die Aufklärung in Zürich*¹⁾. Bereits in seinem vorangegangenen Weltreise-Buch *Tut Kung Bluff*²⁾ trat Martin Hürlimann uns als ein fertiger Schriftsteller gegenüber. Es ist unter unserm Himmelsstrich sehr selten, dass jemand seine literarische Virginität mit so viel heiterer Laune als männlich reifem Takte opfert. Die auf das Reisebuch folgende historische Monographie, von der hier die Rede ist, schenkte uns zum Schriftsteller noch einen Gelehrten. Was er in dieser Monographie an Herbeischleppen von gedrucktem und ungedrucktem Material, an Einordnung unter originelle Gesichtspunkte, an elegant urbanem Vortragstone geleistet, ist jeden Preises wert. Es ergibt sich eine Reihe wo nicht episch markanter, so doch geistig fasslicher Resultate. Zürich veränderte sich im Laufe des 18. Jahrhunderts von Grund aus. Die staatskirchliche Orthodoxie gab ihre ausschließliche Herrschaft an einen deistisch gefärbten Protestantismus weiter. Abweichende Richtungen, wie der Pietismus, wurden nach und nach minder streng behandelt. An Stelle des Glaubenseifers trat eine gewisse Bildungsfreude. Den Schulen wurde größere Aufmerksamkeit geschenkt. Der Staat in seiner irdischen Verfassung fand mehr Gegenliebe als ehemals. Sichtbar nahm ein beredter Nationalismus überhand. Neuen ästhetischen Formen wurde das Lebensrecht erkämpft. Der Streit der Zürcher und der Leipziger entbrannte. Aber –. Auch Martin Hürlimann bemerkt überall dieses Aber. Aber er ist ihm nicht tief genug nachgegangen und hier gehe ich über zur Kritik.

Mir scheint, geistesgeschichtliche Lokalstudien sollten nie unternommen werden, ohne dass der allgemeine zeitgenössische Horizont abgeschritten wird. Man muss grundsätzlich erörtern, wie weit der Geist einer bestimmten Epoche überhaupt gelangt ist, um bewerten zu können, was er an einem bestimmten Ort geleistet hat. Ich leugne keineswegs die Ansätze des Verfassers in dieser

¹⁾ *Die Aufklärung in Zürich. Die Entwicklung des Zürcher Protestantismus im 18. Jahrhundert.* Von Martin Hürlimann. Leipzig, Alfred Kröner Verlag. 1924. (Das Buch ist wertvoll illustriert.)

²⁾ Verlag Grethlein, Zürich-Leipzig)

Richtung. Ich leugne nur, dass er sie bis zum Grundsatz vorgetrieben. Er nennt die zürcherische Aufklärung, im Hinblick auf ihren reibungslosen Verlauf, « geradezu das Musterbeispiel einer organischen Entwicklung ». Das ist wahr. Aber es ist auch wahr, dass sie das Musterbeispiel einer früh versagenden, im Beschaulichen stecken gebliebenen Entwicklung darstellt. Fichte hatte in Zürich unter anderm schon deshalb keine Hörer, weil sein großer Vorläufer daselbst keine Leser gehabt hatte. Die zürcherische Aufklärung gelangte im Laufe des 18. Jahrhunderts von der Vorhut ins hinterste Glied. Es ist in dieser Beziehung sehr interessant zu sehen, wie der vom Verfasser herangezogene, aber in seiner symptomatischen Bedeutung nicht erschöpfte Meister-Handel von 1769 von Schweizern im Ausland beurteilt wurde, wie denn der in Berlin lebende Winterthurer Ästhetiker Sulzer dem alten Bodmer gegenüber die Befürchtung aussprach: « es sei auch mit unserer Politik und mit unserer Literatur aus »¹⁾ Der Verfasser spricht mit Wohlwollen vom Zürcher « Literaturrevolutionchen » in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Mir scheint in jenem Fall uneingeschränkte Bewunderung am Platz. Wenn es im Streit der Zürcher mit den Leipzigern auch keine Toten gab, so doch einen Lebendigen, nämlich Klopstock. Und wenn er nicht Bewohner und Bürger der streitlustigen Limmatstadt war, so fehlte es doch daselbst nicht an Leuten, welche aus ihm beides machen wollten. Karamsin, der sich rund vierzig Jahre nach dem *Messias*-Dichter in dessen zürcherischen Spuren erging, stellte fest, dass Klopstocks Gloriole in unvermindertem Glanze leuchtete, und bemerkte unter anderm: « Ein Bürger von Zürich ist auf diesen Titel so stolz, als ein König auf seine Krone. Seit mehr als 150 Jahren hat kein Fremder das Bürgerrecht erhalten; doch Klopstock hat man es angeboten unter der Bedingung, dass er sich in Zürich niederließe »²⁾. Soviel über den Wellenschlag der Zürcher Literaturbewegung im 18. Jahrhundert. Auch die parallel laufende Aufklärungsbewegung hat einen Lebendigen gezeugt, nämlich Pestalozzi. Es ist aber dem Ansehen seiner Vaterstadt förderlicher, wenn man ihr Verhalten ihrem größten Sohne gegenüber nicht unnötig beleuchtet. In dem Zusammenhang, in dem er bei Martin Hürlimann erscheint, hätte ich freilich diese Beleuchtung in einem weitem als dem angewandten Maße für ertragreich gehalten. Schließlich finde ich auch die vorsichtigen Äußerungen des Verfassers über die « Hebung des wirtschaftlichen Lebens » noch nicht negativ genug. Es sind merkwürdige Anzeichen vorhanden, welche das Gegenteil einer « Hebung des wirtschaftlichen Lebens » vermuten lassen. Leonhard Meister hinterließ uns die Notiz: « Nach einer fünfzigjährigen Liste der zürcherischen Ehen kommen, von Anfang dieses 18. Jahrhunderts in den vier ersten Jahrzehnten auf jedes Jahr 88 Bürgerehen; in dem fünften Jahrzehnt 73; in dem sechsten 65; ohngefähr eben so viel in dem siebenten; in dem achten sinkt der Durchschnitt auf 60 herab. So wie die Anzahl, so verminderte sich auch die Fruchtbarkeit der Ehen. In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts kamen auf jede der jährlich geschlossenen Ehen $3\frac{1}{2}$ Geburten, und nunmehr nur 3. Hingegen vermehrten sich sowohl die

¹⁾ S. Heinrich Breitinger, *Studien und Wandertage*. Frauenfeld 1890, S. 85.

²⁾ S. *Briefe eines reisenden Russen* von N. M. Karamsin. Neudruck der deutschen Ausgabe von 1799 ff. im Rikola-Verlag, 1922, S. 191.

Auswanderung als die Sterblichkeit»¹⁾). Es ist ein farbenreiches Bild des Niedergangs, das jeder Kenner der Schweizergeschichte des 18. Jahrhunderts mit weiteren Zeugnissen aus Süd und West beglaubigen kann. Hier ist nicht der Ort, darauf weiter einzutreten. Für heute liegt mir nur noch daran, festzustellen, dass alles Vorgebrachte in keiner Weise das Buch Martin Hürlimanns verkleinern will, welches im Gegenteil eine freudig begrüßenswerte Tat darstellt. Es ist nur billig, wenn das Urteil eines der ersten Kenner der Malerei im Sinne der Zustimmung hiehergesetzt wird. Der Berner Anglist Herbert Schöffler nannte jüngst Hürlimanns Buch «die beste mir bekannte Darstellung der Aufklärung in einem eng umgrenzten Territorium überhaupt».

* * *

Das soeben zitierte Urteil über Martin Hürlimann von Herbert Schöffler steht in dessen glänzender Schrift *Das literarische Zürich 1700—1750*²⁾. Wenn das kleine Buch nur als zufällige Sammlung kulturhistorischer Notizen gedacht wäre, so bliebe es schon allen Dankes wert. Dass aber sein Tatsachenreichtum im Dienste einer neuen literargeschichtlichen Auffassung steht, erhebt es zu einer Erscheinung von bedeutender Tragweite. Man durfte lange Zeit für notwendig und ersprießlich halten, in geschichtlichen Untersuchungen jeder Art die religiösen Fragen möglichst auszuschalten. Man konnte insbesondere hoffen, dem Ideal einer einheitlichen «deutschen Literatur» näher zu kommen, wenn man darin mehr nach verbindenden ästhetischen Gesichtspunkten, als nach trennenden konfessionellen Elementen suchte. Bedauerlich war einzig, dass man sich damit in Widerspruch setzte mit der historischen Entwicklung, wie sie vor sich gegangen ist. Herbert Schöffler nimmt in diesem Sinne eine entscheidende Korrektur am üblichen Erzählungsschema vor, wobei nur hervorzuheben ist, dass bei ihm das konfessionelle Moment für ein in jedem Fall zu suchendes soziologisches Moment figuriert. Der von ihm angestrebte Beweis, dass die große deutsche Literaturblüte des 18. Jahrhunderts wesentlich auf einem religiösen Wandel beruhte, scheint mir durchaus geglückt. Denn es ist aus seinen Argumenten hundertfältig herauszulesen, wie ungefähr seit 1700 in der protestantischen Welt an Stelle der strengen Orthodoxie mehr und mehr eine mildere Erbaulichkeit tritt, und dementsprechend der geistliche Traktat dem wohlmeinenden Buche Platz macht. Hier fand das schlummernde schöngeistige Bedürfnis die Möglichkeit, unter ehrbarer Form sich zu betätigen. Ein späterer Wandel erst führte auf die Höhe des rein ideellen Ästhetizismus. Bei Klopstock bleibt trotz aller literarischen Kraft das Erbauliche noch vorherrschend; bei Wieland zeigt sich schon der Übergang zur schönen Selbstherrlichkeit; bei Goethe ist sie das eigentliche Grundthema seines ungeheuren Lebenswerkes. Schöffler behandelt speziell die Einordnung Zürichs in diesen grossen Prozess. Mit einer Klarheit, die diesen Fragen kaum je entgegengebracht worden war, stellt er die heroischen Jahrzehnte der zürcherischen Literaturbewegung

¹⁾ S. *Monatsschrift für Helvetiens Töchter*. Mai 1793.

²⁾ Herbert Schöffler, *Das literarische Zürich 1700—1750*. Leipzig 1925. (Band 40 der «Schweiz im deutschen Geistesleben».)

als die ästhetische Auswirkung der Frühaufklärung dar, welche so viele bis anhin gebundene Hände für dieses neue Geschäft freigab. Nicht das geschlossene Pfarrhaus, sondern die zersetzte Pfarrfamilie war es, welche so segensreich in die deutsche Literatur eintrat. Dass gerade die deutsche Schweiz zeitlich voranging, kann man sich erklären aus ihrem Zwinglianismus, der an das kompakte Luthertum nicht gebunden und, durch Anlehnung im selben Staat an den internationalen Calvinismus, holländisch-englische Geistesanstöße anzunehmen in der Lage war. Aber auch wenn man diesen Punkt als verhältnismäßig unabweisbar betrachten will, so bleibt doch die Konzeption der anglisierenden Literaturproduktion Zürichs als einer erbaulichen Moralschriftstellerei eine unschätzbare These Schöfflers. Die nämliche These ist zugleich der Schlüssel zum Versagen Zürichs um die Mitte des 18. Jahrhunderts. Die Erklärung liegt darin, dass auf die Ausgangsposition keine neue Position folgte, derweilen die deutsche Literatur sich unermüdlich emanzipierte. Das Positive und Negative an Zürichs Stellung in der deutschen Literatur ist wohl noch nie mit so warmem Takt und ebenso hoher Unparteilichkeit geschildert worden wie von Herbert Schöffler.

* * *

Unter dem Titel „Schweizergeschichtliche Charakteristiken“ hat ein begrüßenswertes Unternehmen zu erscheinen angefangen. Auf dem Felde zeitgemäßer Essays geschichtlicher und ästhetischer Richtung haben wir die schönsten Erfolge noch vor uns — Erfolge nicht nur des Ausdrucks, sondern auch des Gehalts. Jede Form zwingt zu einer entsprechenden Problemstellung, zu einem entsprechenden Denken. Der Essayist hat Aussicht auf Feststellungen, die dem gründlicheren, aber auch weitläufigeren Forscher nur zu leicht entgehen. Der genannten neuen Sammlung erstes Heft, gewidmet dem *Geist der Helvetik*, erfüllt alle unsere Erwartungen.¹⁾ G. Guggenbühl skizziert darin anregend und berichtend die Probleme des ersten Lustrums moderner schweizerischer Demokratie. Was die Helvetik gewollt, was sie vollbracht; was sie entlehnt, was sie aus sich selbst erschaffen, wird uns, immer interessant verkürzt, in Erinnerung gerufen. Sehr fruchtbar sind die Rückbeziehungen auf Tendenzen des 18. Jahrhunderts, höchst angebracht die Hinweise auf den eigentümlichen, von Frankreich so verschiedenen, Ablauf der helvetischen Ereignisse. Dem verdienten Biographen Paul Usteris fiel es leicht, uns ebenso mit intimen Einzelzügen der Epoche zu überraschen, als ein längst und oft entworfenes Gesamtbild neu zu beleben. Es wäre zu wünschen, dass die der Helvetik vorangehenden und nachfolgenden Zeitabschnitte gleich originell behandelt würden, also mit Berücksichtigung weniger des chronologischen Ablaufs als vielmehr des in ihnen enthaltenen Problemreichtums. Das ergäbe in der Gesamtheit eine neuartige Schweizergeschichte, der vielleicht beschieden wäre, einem nicht eben beliebten Wissensgebiete neue Freunde zu gewinnen.

FRITZ ERNST

¹⁾ G. Guggenbühl, *Vom Geist der Helvetik* (Heft 1 der Schweizergeschichtlichen Charakteristiken), Orell Füssli Verlag. Zürich, Leipzig, Berlin. 1925.